Indiana Tribüne.

— Erscheint —

Täglich und Sonntags.

Die tägliche „Tribüne" kostet durch den Träger 12 Cents per Woche, die Sonntags-„Tribüne" 5 Cents per Woche. Beide zusammen 15 Cents oder 65 Cents per Monat. Per Post zugeschickt in Vorausbezahlung $ per Jahr.

Office: No. 18 Süd Alabama Str.

Indianapolis, Ind., 3 April 1893

Zur Cholerafurcht.

Es scheint neuerdings wieder einmal zum guten Ton angloamerikanischer Blätter zu gehören, das große Publikum wegen der Cholera in Angst und Schrecken zu jagen. Was das Motiv dieser Alarmnachrichten sein mag, läßt sich kaum denken; es müßte denn sein, daß irgend ein eifersüchtiges Individuum, von Angst und Concurrenzneid gefoltert, der Weltausstellung einen Possen spielen und sich so den drohenden Mitbewerb vom Halse halten möchte. Denn so viel steht bombenfest, daß die Angst vor der Cholera, wenn rechtzeitig genährt und verbreitet, ein wirksameres Schreckgespenst ist, als die Seuche selbst in eigener grausiger Person. Um der ungegründeten Furcht wirksam entgegen zu treten, ist nichts besser, als die weiteste Verbreitung der Urtheile verständiger und unparteiischer Beobachter. Zu diesen gehört Dr. Ernest Hart, die bedeutendste englische Autorität in allen Fragen, welche sich um ansteckende Krankheiten drehen. Er hat soeben einen Aufsatz über „Die kommende Cholera" publizirt, dem wir Folgendes entnehmen:

Ein neuer Ausbruch der Cholera in Europa ist keineswegs ausgeschlossen. Zunächst muß man zugegen, daß die Seuche weder in Indien noch im westlichen Rußland erloschen ist, ja, daß sie dort überhaupt niemals gänzlich erlischt, mit dem medizinischen Ausdrucke dort endemisch ist. Für den Westen Europas handelt es sich also nicht um die Frage: Wie kann man der Cholera überhaupt ein Ende bereiten? sondern, wie kann man das Eindringen der Seuche aus ihrem stets glimmenden Herd nach dem Westen verhüten? Nach der Ansicht Dr. Harts ist Hamburg der Paß, durch welchen die Seuche sich aller Wahrscheinlichkeit nach ihren Weg bahnen würde. Hamburg hat nicht weniger als neun Choleraepidemien durchgemacht; von dort verbreitet sich die Seuche nach England und anderen Ländern Europas, um nun auf ihrem Wege nach Amerika kaum noch aufgehalten werden zu können.

Hamburg liegt sehr bequem für russische Schiffe, namentlich für solche, welche Auswanderer befördern. Die Cholera folgt erfahrungsmäßig dem Laufe der großen Flüsse, in Rußland der Wolga, später der Elbe. Bekanntlich ist durch die Untersuchungen Kochs festgestellt, daß das Elbwasser von Bakmit Filtern nur ungenügend versehen ist und daß man sich in der Stadt des Leitungswassers zum Genuß so gut wie gar nicht bedient. Das heftige Auftreten der Cholera in London im Jahre 1866 schreibt Dr. Hart der schmutzigen Beschaffenheit des Themsewassers zu. Auch in vielen anderen Fällen hat sich die Ansicht, das Flußwasser bilde den wichtigsten Factor bei Verbreitung der Cholera, als zutreffend erwiesen. Leider hat der ungeheure Aufschwung, den das moderne Verkehrswesen genommen hat, auch die Verbreitung der Seuche wesentlich befördert. Früher dauerte es an nun bis zehn Jahre, bis die Cholera aus ihren asiatischen Schlupfwinkeln Rußland erreichte, und in zwanzig Jahren erst vollendete sie ihre Reise um die Welt. Heutzutage erreicht die furchtbare Geißel London binnen drei Monaten nach ihrem Ausbruch in Kaschmir, und ihr Weg um die Welt wird nur durch die Vorsichtsmaßregeln gehemmt, die man zu ihrer Abwehr trifft.

Die Lehren des verflossenen Sommers sind nicht umsonst gewesen. Hamburg steht heute unter der direkten und energischen Controlle des Reichsgesundheitsamts, und alle früheren Krähwinkeleien sind hinweggefegt worden. In New York wird der Sommer ein gänzlich neues System der Hafenhygiene unter Controlle der Bundesbehörden vorfinden, und die Rath- und Kopflosigkeit, welche während der vorjährigen Epidemie herrschten, sind einer zielbewußten und kräftigen Handhabung verständiger Gesetze gewichen.

Gegen Museums-„Freaks".

Am Himmel der Staatslegislatur von Illinois ist ein dunkles Wölkchen für die Besitzer und alle Interessenten von „Dime"-Museen aufgetaucht, nämlich eine Vorlage, welche es verbieten will, daß mißgestaltete Personen, oder Menschencuriositäten überhaupt, zu Erwerbszwecken ausgestellt werden.

Im wunderschönen Monat Mai des vorigen Jahres schlug ein wandernder Circus in der Stadt Kankakee am Kankakeefluß, welche schon durch ihr Narrenhaus und ihre hübsche Lage genügende „Attractionen" bietet, sein Zelt auf, und ehe die lachende Sonne die Mittagshöhe erreicht hatte, wurden mit weithin schallender Stimme Skelettmensch, Riesendame und andere Wunderdinge dieses Circus angepriesen. Unter den Zuschauern befand sich auch, ganz vorneu, der biedere Staatsabgeordnete Daniel H. Paddock, und damals keimte in seinem entrüsteten Herzen der Entschluß, den vorliegenden Gesetzesentwurf einzubringen. Darob nun großes Köpfezusammenstecken, und die Ritter vom Bleistift machen die „Dime"-Museen unsicher.

Nicht alle Museumsleute zeigen sich dieser Vorlage feindlich gesinnt. Mehrere der bedeutendsten erklärten sogar, sie hielten ein solches Gesetz für gut, vorausgesetzt, daß es die „anständigen" Curiositäten-Ausstellungen nicht treffe; sie hatten bis jetzt zwar auch Curiositäten anderer Gattung auf Lager gehalten, aber nur der Concurrenten wegen, und würden gerne darauf verzichten, wenn alle Anderen dasselbe thun müßten.

Es läßt sich nur sehr schwer bestimmen, wo die „Menschheit" aufhört, und die „freaks" anfangen. Wie groß muß der Kopf, wie lang müssen die Füße, wie fett oder wie mager muß Jemand sein, um den vom Gesetz betroffenen Abnormitäten beigezählt zu werden, und wo hören die anständigen Wundermenschen auf? Zu welcher Klasse gehören tättowirte Männlein und Weiblein, Menschenkinder mit vier Ohren, Armlose oder Zuvielarmige, Schwertverschlinger und Feuerfresser? Solche Fragen ließen sich noch zu Hunderten aufwerfen, und Paddocks Entwurf gibt darüber größtentheils keinen Bescheid, wenn er auch z. B. mit anerkennenswerthem feinem Gefühl die „schöne Tscherkessin" vom Arm des Gesetzes nicht erreicht sehen will.

Schon in zwei anderen amerikanischen Staatslegislaturen, nämlich in Massachusetts und in Californien, wurden ähnliche Vorlagen eingebracht, jedoch unter Lachsalven alsbald begraben. In allem Ernst gesprochen, wäre es indeß wirklich wünschenswerth, Ausstellungen ekelerregender oder skandalöser Art wirksam entgegenzutreten.

Schmiedekunst und jugendliche Nationen.

Steinzeit und Bronzealter. Mancher mag wohl oft genug diese Ausdrücke in Büchern gelesen haben, in dem Glauben, daß die Wissenschaft damit eine ganz bestimmte Periode in der Geschichte der Menschheit meine, etwa wie man in der Schule aus den Geschichtstabellen lernt, daß Moses Anno 5000 vor Christi Geburt gelebt habe. Das ist aber keineswegs der Fall. Nur soviel mag richtig sein, daß wohl fast jeder Volksstamm in seiner Jugend eine Periode gehabt haben mag, als er von dem Gebrauch der Steinwaffen zu metallenen Waffen und Geräthschaften überging. Leicht ist dieser Schritt keineswegs, und oft sogar unmöglich. Denn ein Volk kann nicht eher Metall gebrauchen, als bis es welches hat. Das klingt vielleicht lächerlich, ist es aber nicht. In dem Lande mag es überhaupt keine Mineralschätze geben. Und wenn es solche gibt, so gehören zur Hebung bergmännische Kenntnisse. Daher kommt es, daß das ziemlich häufig und meist in gediegenem Zustande vorkommende Gold viel früher gefunden wurde und im Jugendalter der Nationen eine so bedeutende Rolle spielt, viel mehr, als das meist in schwer zu trennenden Verbindungen mit anderen Metallen, jedenfalls nie rein, vorkommende Eisen. Darin ist auch der Ursprung des Tauschhandels zu finden, daß von der Natur wenig begünstigte Völker Eisen gegen ihre Producte umwechselten, namentlich gegen Gold. So wurden die Phönicier das erste und am höchsten entwickelte Handelsvolk der alten Welt, indem sie sich nicht nur in unbekannte und entfernte Meere wagten, sondern auch überall an geeigneten Küstenplätzen Stationen unseren Zeiten.

War also die Kunst der bergmännischen Gewinnung des Eisens eine Errungenschaft einer sehr hohen Culturstufe, so kann man sich kaum wundern, wenn manche Völker sich niemals auf diese Stufe hinaufgeschwungen haben, sondern bei den Feuersteinwaffen stehen geblieben sind. Dazu gehören vor Allem unsere Indianerstämme. In der Bearbeitung dieses gewöhnlichen Materials, das sich eben wegen seiner Häufigkeit dem Naturmenschen als willkommenes Material zu Waffen und Geräthen aller Art darbietet, scheinen sie wirklich Außerordentliches geleistet zu haben. Und doch nimmt ein großer Theil der Amerika-Forscher an, daß die Indianer sich diese massenhaft an den Ufern unserer großen Flüsse zerstreut umherliegenden Pfeil- und Speerspitzen nicht selbst angefertigt haben, sondern im Tauschhandel von fremden Händlern erwarben.

Diese mit einer wunderbaren Geschicklichkeit bearbeiteten Steinsplitter zeigen nämlich ohne Unterschied des Ortes ihres Vorkommens, in den Ver. Staaten, in Central- oder Süd-Amerika, eine so genaue Gleichartigkeit der Form der Bearbeitung, daß man bei der sonstigen bunten Mannigfaltigkeit in Tracht, Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen der Indianerstämme allerdings über diese Gleichförmigkeit billig erstaunt sein muß. Jene Annahme, daß es eine Art amerikanische Phönicier gegeben haben muß, welche, Tauschhandel treibend, vielleicht auf Küstenfahrzeugen entlang zogen, in die Mündungen der großen Flüsse des Landes hinaufuhren, weit landeinwärts, ist deshalb durchaus nicht so unwahrscheinlich, als man glauben möchte. Nur leidet sie an dem großen Fehler der amerikanischen Urgeschichte der Bewohner, daß es nämlich an jedem geschichtlichen Anhalt fehlt.

Verwundert möchte wohl hier Mancher fragen, ob denn nicht das Fehlen jeder geschichtlichen Ueberlieferung ein Merkmal der ersten Geschichte der Menschheit über die ganze bewohnte Erde hin sei? Ja und Nein kann man darauf antworten. Ja, insofern man strikte Geschichte, Jahreszahlen und Namen natürlich nicht beanspruchen kann. Aber für die Culturgeschichte der Menschheit, bei weitem wichtiger, als die Geschichte der Haupt- und Staatsactionen, fließt ein unerschöpflicher Born in den Sagen und der Mythologie der alten Völker und dann auch in anderer Beziehung in der Sprache. Diese reiche Quelle fehlt in Amerika gänzlich. Vergebens fragen wir die Indianer, gleichviel ob die der nördlichen oder südlichen Hälfte Amerikas, nach den Sagen ihrer Vorfahren. Märchen und Fabeln haben sie allerdings in Menge; aber über den Ursprung der Kultur, die Entdeckung des Feuers, die Ausbildung der Kunst und des Handwerks, alles Gegenstände, über welche die Völker indogermanischer Abstammung so wunderbar poetische und sinnige Aufklärung zu geben wissen, können uns die kupferfarbigen Männer der neuen Welt nichts berichten.

Dies muß außerordentlich auffallen. Denn für selbsterlebte Kulturgeschichte und selbst gemachte Erfindungen, mögen sie sich auch noch so weit in das graue Alterthum der Vorzeit verlieren, hat jedes Volk ein wunderbar gutes Gedächtniß. Und sonderbarer Weise macht die schriftliche Aufzeichnung hierin gar keinen Unterschied. Jugendliche Völker haben ein uns unbegreiflich scheinendes Gedächtniß; sind doch die Gesänge Homers manches Jahrhundert nur durch mündliche Ueberlieferungen fortgepflanzt worden, bis Pisistratus sie endlich sammeln und aufschreiben ließ.

Doch muß die Kulturgeschichte selbst erlebt sein um als Geschichte oder leicht verhüllt unter dem bunten Mantel der Sage weiter fort zu leben. Die völlige Unkenntniß der Indianer über die Anfänge der amerikanischen Kultur rechtfertigt daher die Annahme der Forscher, daß die Indianer keineswegs die legitimen Nachfolger der antik amerikanischen Kultur sind, sondern daß sie erst nach dem Erlöschen der letzteren eingewandert sein müssen, um dann auf den Trümmern der Urvölker ein Dasein zu führen, welchem jede ideale Weihe mangelt, und welches man im Vergleich zu dem reichen Geistesleben ihrer Vorgänger nur ein dumpfes Dahinvegetiren nennen darf.

Vom Inlande.

Frl. Kate Levan von Berks County, Pa., ein Mädchen von sechzehn Jahren, führt die tägliche Postkutsche zwischen Princeton und Fleetwood und handhabt ein Gespann von vier Pferden mit so großem Geschick als irgend ein Mann im County.

Von einem Riesenverkauf wird aus Marinette, Wis., berichtet: Die „Beshigo Lumber Company" hat die ganze Production ihrer beiden Sägemühlen in der nächsten Saison an Perry Lowe & Co. und T. H. Shepard & Co. in Chicago verkauft. Der Handel umfaßt gegen 50,000,000 Fuß Holz und der Kaufpreis beträgt gegen $700,000.

Squire Phinney, ein altmodischer Mann in Pawtucket, R. J., hielt immer fest an dem Grundsatz, gibt die Ehre dem, dem sie gebührt. Er zog prachtvolle Birnen in seinem Garten, von denen er Proben auf die Ausstellungen in seiner Nachbarschaft mit gedruckten Plakaten schickte, auf denen zu lesen war: „Producirt von Gott dem Allmächtigen im Garten des Squire Phinney."

Dieser Tage wurde bei Syracuse im Staate New York ein Probeschuß aus dem Lefevre-Gennetschen Dynamitgeschütze gegen eine Felsenwand mit dem besten Erfolge abgefeuert. Ein Hohlgeschoß wurde mit fünf Pfund Dynamit gefüllt und mit einer Ladung von sechs Pfund schwarzen amerikanischen Schießpulvers aus dem Geschütze gegen eine Felswand geschleudert. Das Geschoß bettete sich tief in den Felsen und erst zwei Sekunden später explodirte das Dynamit mit fürchterlichem Knalle, riß den Felsen nach allen Richtungen hin auf.

In ganz Utah beobachteten die Mormonen am 25. März Fasten und hielten Gebetsversammlungen ab. Alle Geschäfte waren aus diesem Anlaß geschlossen. Mit Fasten und Beten wollen sich die Mormonen auf die am 6. April d. J. stattfindende Weihe des großen Tempels, des 53. Jahrestages der Gründung der Mormonenkirche, vorbereiten. Der Tempel, welcher schon seit vierzig Jahren im Bau begriffen ist, ist nun mit einem Kostenaufwand von nahezu $4,000,000 fertig gestellt und wird am bezeichneten Tage unter großartigen und eigenartigen Zeremonien seine Weihe erhalten. Am 6. April werden etwa 100,000 Mormonen nach Salt Lake City strömen, um der Weihe des Tempels beizuwohnen.

Ein Jäger und ein Wolf hatten kürzlich eine interessante gegenseitige Ueberraschung in den Bergen nahe Helena, Mont. Der Jäger trug einen schweren Wolfspelz und untersuchte mehrere Fallen, die er in der vorhergehenden Nacht gestellt hatte. Plötzlich hörte er das Heulen eines Wolfs und ehe er sich umschauen konnte, fühlte er ein schweres Gewicht auf seinem Rücken, das ihn zu Boden drückte, so daß er beinahe in einer seiner eignen Fallen gefangen worden wäre. Es gelang ihm, sich frei zu machen und aufzustehen, vor ihm stand zu seinem Schrecken ein leibhaftiger Wolf, der ihn auch für einen Wolf gehalten zu haben schien und auf ihn einhaute, aber schließlich den Kürzeren im Zweikampfe zog und todt auf dem Platze liegen blieb.

Das Kriegsschiff „New York" hat kürzlich seine erste Probefahrt sehr erfolgreich gemacht und seine Offiziere sagen, es sei das schnellste Kriegsschiff der Welt. Beim Beginn der Fahrt waren 120 Pfund Druck pro Quadratzoll im Kessel und die Schraube machte 45 Umdrehungen per Minute, wodurch eine Geschwindigkeit von 10 Knoten erzielt wurde. Dann vermehrte man die Umdrehungen auf 95, eine Geschwindigkeit von 17½ Knoten erzielend. Nach Verlauf einer Stunde bemerkte man Wasser in dem Compartement, welches den Proviant enthielt; dasselbe war durch die vordere Torpedoröhre eingedrungen und es mußte ein Loch in den Boden gebohrt werden, um das Wasser in das tiefer liegende Compartement abzulassen. Dann wurde eine Geschwindigkeit von 20.57 Seemeilen per Stunde erreicht.

Auf der Wage ist Hr. Bissel unzweifelhaft der größte Generalpostmeister, welchen das Land je gehabt hat. Er ist beträchtlich über sechs Fuß groß, das Maß seines Leibesumfanges ist bis jetzt dem Publikum noch nicht mitgetheilt worden. Beim Antritt seines Amtes fand er unglücklicher Weise aus, daß er nicht nur den Stuhl seines Vorgängers ausfüllt, sondern sogar bedeutend überfüllt, so daß Hr. Bissel höchst unbequem darin sitzen würde. Er hat deshalb sofort einen neuen Amtsstuhl bestellt. Derselbe soll aus trockenem Eichenholz gemacht werden und drei bis vier Zoll dicke Füße haben. Es wird kein Stuhl von der Sorte werden, auf welchen man sich sorglos ringsumherdrehen kann, während man eine Unterhaltung führt. Er wird auch nicht in Gefahr gerathen, von den kleinen Dieben mitgenommen zu werden, welche aus dem Departement Handtücher und Seife und andere Artikel, die nicht nagelfest sind, fortschleppen.

Monroe Wheeler, der Besitzer des Rose Park-Hotels, einer bekannten Sommerfrische bei Newark in New Jersey, ist dieser Tage, obwohl er verheirathet ist, mit einer rothwangigen irischen Aufwärterin in seinem Hotel Namens Kittie McBride durchgebrannt. Vor länger als sieben Jahren hatte er in der Nähe des Hotels gewohnt und mit einem Fräulein Van Zandt, einer reichen Erbin, eine Liebelei begonnen, welche dahin führte, daß er mit dem Mädchen, gerade als dessen Eltern im Begriffe waren, mit der Tochter nach Europa zu reisen, nach dem Westen entfloh und es dort heirathete. Im Westen verpachtete er einen großen Theil des Vermögens der jungen Frau und bewog sie alsdann, mit ihm nach dem Osten zurückzukehren und das Rose Park-Hotel zu kaufen. Er hatte stets eine große Zuneigung für seine Frau an den Tag gelegt; umsomehr war diese erstaunt, als neulich ihr Mann ihr gegenüber mit der Erklärung hervortrat, daß er Kittie McBride liebe und des Doppellebens müde sei. Frau Wheeler ließ Kittie zu sich rufen und thränenden Auges gestand diese ein, daß sie darein gewilligt habe, mit Wheeler durchzubrennen. Wheeler versuchte seine Frau mit der Erklärung zu besänftigen, daß Gewissensbisse ihn zu dem Geständniß getrieben hätten, aber die Frau entgegnete ihm, daß wenn er Kittie liebe, er mit dieser gehen solle. Ein paar Stunden später war er mit der thränenreichen Kittie verschwunden. Wie die Frau jetzt erzählt, ist Kittie nicht die erste Frauensperson, um derentwillen er seine rechtmäßige Gattin verlassen hat; sie will ihn niemals wieder zu Gnaden annehmen und hat eine Ehescheidungsklage gegen ihn eingeleitet. Sie ist eine hübsche, hochgebildete und reiche Frau.

Großes Aufsehen haben in Memphis, Tenn., Beschuldigungen erregt, welche kürzlich gegen den Kriminalrichter Du Bose erhoben wurden. Man bezichtigt denselben, in seiner amtlichen Stellung hilfloje Frauen, die ihn persönlich um Nachsicht für verhaftete Personen ersuchten, mit unsittlichen Anträgen verfolgt zu haben. Eine Frau Lee, deren Mann eine Zuchthausstrafe verbüßt, beschwört, daß sie von dem Richter in dessen Wohnung vergewaltigt wurde, als sie bei ihm als Bittstellerin um ein mildes Strafurtheil für ihren Mann bat. Das gerichtliche Vorgehen gegen den Richter wird dadurch einigermaßen erschwert, daß die Vergehen, die ihm zur Last gelegt werden, schon vor zwei Jahren begangen wurden und jetzt erst vor die Oeffentlichkeit gebracht werden.

Vom Auslande.

— In Chur wurde von dem Kantonsgericht ein sehr verwickelter Criminalfall verhandelt, dem der Urtheilsspruch keine Lösung gebracht hat. Der „Bund" stellt die Sache wie folgt dar: Gion Soler, aus dem Hofe Farglin, zur politischen Gemeinde Lumbrein gehörend, war angeklagt, seinen leiblichen Sohn getödtet zu haben. Der Angeklagte wurde geboren am 2. September 1829. Mit seinen Gemeindegenossen kam er nie gut aus und hat noch gegenwärtig einen Prozeß mit der Gemeinde Lumbrein anhängig. Vor ca. 30 Jahren nahm er Ursula Caminada mit seiner damals 2 Jahre alten unehelichen Tochter als Magd in's Haus; nach 5 Jahren wurde ihm noch ein Sohn, Christ. Caminada, geboren. Im Jahre 1879 verschrieb Soler der Magd 16,000 Frcs. und 1888 seinem Sohn 11,000 Frcs. Am 19. Juni 1892, Morgens ungefähr halb neun Uhr, hörten 9 Zeugen, die um Farglin herum an verschiedenen Punkten ihren Standort hatten, einen Schuß. Kurze Zeit darauf sahen zwei Zeugen den Gion Soler den Weg von diesem Hofe heraufkommend, um nach Lumbrein, wo die Nachfeier des Frohnleichnamsfestes stattfand, zur Kirche zu gehen. Die Magd und deren Tochter hatten sich ebenfalls kurz vorher auf den Weg nach Lumbrein gemacht, den alten Soler und den Sohn im Hause zurücklassend. Als die Magd und deren Tochter Nachmittags von Lumbrein nach Farglin zurückkehrten, fanden sie den Christ. Caminada in seiner und des Vaters Schlafkammer todt in seinem Blute liegend, einen Schuß durch die Brust. Die Vox populi im Dorfe bezeichnete laut den Gion Soler als den Thäter, obwohl die Motive zur That allgemein räthselhaft erschienen. Der Angeklagte leugnet beharrlich jede Schuld. Die Anklage lautet zwar nicht auf Mord, aber auf Todtschlag und beantragte 12 Jahre Zuchthaus. Das Gericht fand indeß, daß der Indizienbeweis nicht erbracht sei. Kein Zeuge kann sagen, daß der betreffende Schuß im Hofe Farglin abgefeuert worden sei. Der Militärparade wegen bei der Nachfeier des Frohnleichnamsfestes war damals die ganze Jungmannschaft mit Gewehren versehen. Ein Selbstmord kann nach der Expertise nicht vorliegen und aus den im Hause befindlichen Gewehren wurde nicht geschossen. Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war stets ein ungetrübt inniges, und da keine Anhaltspunkte vorliegen, wurde der Vater freigesprochen. Wie ist der räthselhafte Fall wohl zu erklären?

— Man schreibt aus Weimar, 10. März: Die Lorbeern des Wiener Junggesellenclubs haben unsere Hagestolze nicht schlafen lassen. Gestern Abend fanden sich auf öffentliche Einladung hin etwa 40 unbeweibte Vertreter des starken Geschlechts aller möglichen Altersklassen, vom Jüngling an, denen der erste Flaum ums Kinn sprießt, bis zum gereiften Manne, von dessen Haupt die letzte Locke trauernd Abschied nahm, im Restaurant der „Erholung" zusammen, um dem „längst gefühlten Bedürfniß" nach einem Junggesellenverein in Weimar abzuhelfen. Während sich hinter den erleuchteten Fenstern des Parterregeschosses die neueste Blüthe des hiesigen Vereinslebens entfalten sollte, hatte sich draußen rasch eine Schaar weiblicher Gegendemonstranten angesammelt, die durch Schreien und Gestikuliren, und als das nicht verfing, durch ein Sand-Bombardement an die Fenster die Constituirung des vermeintlich ehelüchtige Tendenzen verfolgenden Bundes zu verhindern suchte. In Wahrheit aber war die Erregung unter den „Damen" durchaus deplacirt, denn nach kurzem Gange der Verhandlungen war der hochwichtige § 1. der Ziel und Zweck des neuen Vereins darlegte, in folgender verheißungsvoller Form angenommen: § 1. Der weimarische Junggesellenbund hat den Zweck, seine Mitglieder so bald als möglich zu veranlassen, in den heiligen Stand der Ehe zu treten." Und um dies zu ermöglichen, werden im § 4 „Familienväter", die heirathsfähige Töchter haben, gebeten, dem Vorstande unverzüglich dieselben unter Angabe der Mitgift anzumelden". Die neue Vereinsgründung, die wohl zunächst als ein Ausfluß der noch nicht ganz verklungenen Karnevalsstimmung zu betrachten ist, dürfte trotzdem Beachtung verdienen, da ein zur Zeit in Rom weilender Weimarer Rentier, ein eingefleischter Cölibatär allen Ernstes ein Capital von 20,000 Mk. zur Gründung eines Junggesellenheim zur Verfügung gestellt hat.

— Ueberein eheliches Drama wird aus Paris berichtet: In der Avenue Marceau 37 bewohnt seit einiger Zeit eine junge Dame, Frau v. Wilke, welche dem feinen Theil der Pariser Fremdenkolonie angehört, eine elegante Wohnung. An einem der letzten Tage überbrachten mehrere Boten hintereinander der Dame Briefe, deren Annahme aber abgelehnt wurde. Schließlich erschien gegen 11 Uhr Abends ein etwa 26 Jahre alter Herr, der Frau v. Wilke zu sprechen wünschte, es aber ablehnte, seinen Namen zu nennen. Als er nicht angenommen wurde, zog er einen Revolver und brachte sich einen Schuß in den Unterleib bei. Der Verwundete wurde in eine Apotheke gebracht, wo festgestellt wurde, daß er der Gatte der Dame, deutscher Reserveofficier und aus Berlin nach Paris gekommen sei, um seine Gattin, die sich von ihm getrennt hatte, zur Rückkehr zu bewegen. Da er auf das dringendste nach seiner Gattin verlangte, holte man sie herbei. Von ihr begleitet, ließ sich nun der Verwundete in sein Hotel in der Avenue de l'Opera überführen. Trotz seiner Verwundung stieg er die Treppen zu seinem Zimmer lachend empor und war ganz glücklich, daß er sich mit seiner Gattin wieder versöhnt habe. Herr v. Wilke stand anscheinend früher beim zweiten Garde-Dragoner-Regiment, später bei den Bockenheimer Husaren: er lernte seine Frau, eine reiche Erbin, eine geborene Naryschkin, eine Schwester des russischen Botschaftssecretärs Naryschkin, in Wiesbaden kennen. Dort war auch der Ehescheidung [illegible] 12 März [illegible] raumt.

— Am 8. März früh wurde in Rom in einem Coupe erster Klasse des von Genua kommenden Schnellzuges ein Herr aufgefunden, der sich mit einem Revolver erschossen hatte. Wie sich herausstellte, ist der Selbstmörder der Sohn des Senators und früheren Ministers Angelo Bargoni. In einer Tasche des Todten fand man einen Brief, in dem er schrieb, daß er sich das Leben nehme aus Schmerz darüber, daß seine Mutter im Sterben liege. Der Exminister Bargoni wohnt mit seiner Familie in Rom in der Turinerstraße. Seine Gattin wurde am Tage vorher vom Schlage getroffen, und man hatte sofort an den einzigen Sohn, der als Advocat in Genua lebte, ein Telegramm geschickt.

— Gegenwärtig wird es mit dem Beginn des deutschen Unterrichts in den romanischen Gemeinden Graubündens sehr verschieden gehalten. Wo die Germanisirung, namentlich in den letzten zwanzig Jahren, größere Fortschritte gemacht hat, beginnt man, wie der „Bund" schreibt, mit dem deutschen Unterricht bereits in den ersten Jahren, so im Engadin, in den romanischen Dörfern des Kreises Trins, im Hinterrheinthal, wo ganz besonders in den letzten zwei Jahrzehnten die romanische Sprache stark verdrängt ist. Während in dieser letztgenannten Thalschaft noch in der Mitte der siebziger Jahre z. B. eine romanische Zeitung ziemlich verbreitet war, werden dort seit Jahren wieder mehr deutsche Zeitungen gehalten. In den übrigen romanischen Gemeinden beginnt man gegenwärtig mit dem deutschen Unterricht etwa in den zwei letzten Schuljahren. Wie weit man auf solche Weise die Kinder in der deutschen Sprache bringen kann, ist leicht zu ermessen. Soll aus diesem Unterricht etwas werden, so muß mit ihm früher begonnen werden. Immer allgemeiner wird im Volke das Bedürfniß nach Erlernung der deutschen Sprache empfunden. Es gibt wenige Bauern mehr, die es nicht einsehen und begreifen, daß man im praktischen Leben mit dem Deutschen weiter kommt, als mit dem Romanischen. Und da weitaus die Mehrzahl unserer romanischen Jugend keine Gelegenheit hat, eine andere, als die Primarschule zu besuchen, so liegt es nahe, daß in dieser letzteren der deutsche Unterricht möglichst gepflegt werden muß. Die völlige Germanisirung der kleinen romanischen Bevölkerung ist nur eine Frage der Zeit.

— Man schreibt aus London: Die große Zahl der Londoner Clubs soll um einen neuen vermehrt werden, einen Club für Balleteusen. Doch handelt sich's hier nicht um einen „gemischten" Club, wie sie neuerdings so vielfach in's Leben gerufen, um einen Club, wo die Mitglieder und Mitgliederinnen ihre Freunde und Freundinnen einführen können, sondern lediglich um ein Heim, das von Seiten philantropisch gesinnter Bühnen-Angehöriger für Balleteusen errichtet werden soll. Es wird besonders darauf hingewiesen, daß die Londoner Theater alle in demselben Quartier gelegen sind, in einer Gegend, wo wenig Privathäuser sich befinden, die Mehrzahl der Bühnen-Angehörigen also weite Wege zurückzulegen hat und so nicht die nothwendige Ruhe und Erholung findet zwischen den oft ausgedehnten anstrengenden Proben am Morgen und den Vorstellungen am Abend. Diese Erholung soll ihnen in dem neuen Club geboten werden. Derselbe scheint, wenn nicht geradezu in Opposition zu der lange schon bestehenden „Kirchen- und Bühnen-Gilde" begründet, so doch in keinerlei Beziehung zu dieser Institution zu stehen, die auch auf das Wohl der unbemittelten Klassen der Bühnen-Angehörigen gerichtet ist, aber wohl mehr auf das geistige, als auf das körperliche Wohl es abgesehen hat und neben die zuweilen gebotene Tasse Thee regelmäßig die Bibel legt.

— Aus Budapest wird gemeldet: Der Kronzeuge in dem Tisza-Eszlarer Prozesse, Moriz Scharf, ist laut einer aus Amsterdam hierher gelangten Depesche dort dieser Tage gestorben. Man erinnert sich, wie er durch einen Pandurenkommissär zur Blutbeschuldigung gegen seinen eigenen Vater direkt gezwungen wurde; seine ganze schreckliche Aussage wurde ihm — er war damals zwölf Jahre alt — Wort für Wort eingedrillt und eingelernt. Nach erfolgtem Freispruch wanderte sein Vater Salomon Scharf, der seines Zeichens Schuster ist, mit seiner Familie nach Amsterdam aus, doch mußte er infolge schlechten Geschäftsganges nach anderthalb Jahren schon nach Ungarn zurückkehren. Moriz Scharf aber verblieb in Amsterdam, wo er die Diamantschleiferei lernte, und er hielt sich gut, so daß er von der Innung zum Gesellen gesprochen wurde und seine Eltern nach Kräften unterstützte. Dieser Tage drang ihm bei der Arbeit ein Diamantsplitter in das Auge und es entwickelte sich eine Gehirnentzündung mit fatalem Ausgange.

— Das Organ der Heilsarmee in England „The War Cry" veröffentlicht einen Brief aus dem Himmel, der soeben dem „General" Booth durch Vermittelung der himmlischen Post zugegangen ist. Dieses Schreiben, so heißt es in der Blatte, ist von Engeln verfaßt, welche Lot aus Sodom führten, und dem geliebten Haupte der Heilsarmee direkt mitgetheilt worden. Es wird ihm darin die Versicherung gegeben, daß die Bewohner der himmlischen Regionen das größte Interesse an Allem nehmen, was die Ausbreitung des himmlischen Königreiches auf Erden bezwecke. Ferner wird dem General gemeldet, daß die religiöse Presse, nachdem sie einer ernstlichen Prüfung unterzogen worden, zu jenen himmlischen Regionen zugelassen werden wird. Der „War Cry", so hören wir schließlich, wird dort mit großem Interesse gelesen und seine Verbreitung soll neuerdings sehr zugenommen haben (!?)

— Die Wiener Zensurbehörde hatte für die Aufführungen von „Mateo Falcone" im Deutschen Theater angeordnet, daß das Gebet und die Pistolenschüsse des Stückes nicht völlig hörbar gesprochen, sondern nur „markirt" werden dürfen. Die erste Aufführung des Stückes, die in einer Vormittagsvorstellung zu Gunsten der Polizeibeamten stattfand, und vier weitere Aufführungen gaben keinen Anlaß zu einer Beanstandung, aber bei der fünften Vorstellung nahm der anwesende Vertreter der Polizei wahr, daß Frl. Sandrock und Frl. Hell das Gebet gesprochen und nicht nur „markirt" haben. In Folge dessen mußten die beiden Künstlerinnen am Dienstag auf dem Polizeiamte des Bezirkes Neubau erscheinen, wo jede von ihnen zu einer Geldstrafe von 15 Gulden verurtheilt wurde.

— Eine seltsame Geschichte, wie ein Sohn seinen Vater verrieth, um zu einer Belohnung zu kommen, erzählt der „Fränkische Kurier": Ein Jagdpächter hatte wegen häufigeren Jagdfrevels eine Belohnung von 25 Mark dem zugesichert, der den Thäter so zur Anzeige bringe, daß er gerichtlich abgestraft werden könne. Um diesen Judaslohn zu erlangen, brachte der Sohn den eigenen Vater zur Anzeige und auf zwei Monate hinter Schloß und Riegel. Da die Belohnung ausblieb, stellte er Klage, wurde aber mit dieser vom Gerichte abgewiesen.

— Meerschaumpfeifen, lange deutsche Pfeifen, Cigarrenspitzen etc. bei Wm. Mache, No. 199 Ost Washington St.

„Werth einer Schachtel eine Guinee".

SPECIAL NOTICE

Dem allgemeinen Verlangen entsprechend, werden in Zukunft BEECHAM'S PILLS für die Vereinigten Staaten mit einer geschmacklosen und auflösbaren Hülle überzogen sein, den Geschmack der Pille vollständig verdergend, ohne jedoch in irgend einer Weise ihre Wirksamkeit zu beeinträchtigen.

Preis 25 Cents die Schachtel.
New York Depot: 365 Canal Str. (131)

Pastor König's Nerven Stärker.

Ein natürliches Heilmittel für Fallsucht, Hysterie, Veitstanz, Nervösität, Hypochondrie, Melancholie, Schlaflosigkeit, Schwindel, Trunksucht, Rückenmark- und Gehirn-Schwächen.

Diese Medizin hat eine direkte Wirkung auf die Nerven-Centren, beseitigt allen Ueberreiz und befördert den Zufluß des Nerven-Fluidums. Es ist eine Zusammensetzung, welche nie schadet oder unangenehm wirkt.

Frei ein werthvolles Buch für Nervenleidende und eine Probe-Flasche zugesandt. Arme erhalten auch die Medizin umsonst.
Diese Medizin wurde seit dem Jahre 1876 von dem Hochw. Pastor König in Fort Wayne, Ind., zubereitet und jetzt unter seiner Anweisung von der
KOENIG MEDICINE CO., CHICAGO, ILL.
238 Randolph St.,
Bei Apothekern zu haben für $1.00 die Flasche, 6 Flaschen für $5.00, große $1.75, 6 für $9.00.
In Indianapolis in den deutschen Apotheken von F. Will. Pantzer, 54 West Washington Str., und Ecke Süd Ost & Str. und Lincoln Lane.

Dr. Wagner,
Office: No. 60 Ost Ohio Str.
Office-Stunden: 9—10 Uhr Vormittags, 2—4 Uhr Nachmittags.
Wohnung: Ecke Broadway und Lincoln Alle.
Telephon 848.

Dr. J. Bühler,
Deutscher Arzt.
Office und Wohnung:
357 Süd Delaware Straße.
Office-Stunden: 8—9 Uhr Vorm.; 2—3 Uhr Nachm.; 7—9 Uhr Abends. Telephon 1146.

Dr. PFAFF,
Office: 134 Nord Pennsylvania Str.
Office-Stunden von 2—4 Uhr Nachm.
No. 425 Madison Avenue.
Stunden von 10—11 Uhr